

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur F. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 11. Juli 1901.

(Nachdruck verboten.)

Siebenmal verlobt.

Humoreske nach dem Amerikanischen von Emma Kohli.

„Es hilft nichts, mein Junge,“ sagte Onkel Rodrigo in etwas kläglichem Tone, „Du mußt Dich jetzt entschließen, und je eher Du es thust, desto leichter wird es Dir werden. Sei vernünftig und mach Dich morgen auf den Weg.“ „Aber lieber Onkel, ich muß Dir nochmals sagen —“ „Aber lieber Nefte, Du hast es schon so oft gesagt, daß Du Dir die Wiederholung sparen kannst. Außerdem erweisen sich all Deine Gründe und Ausflüchte hinfällig gegenüber den Argumenten, die ich Dir vorgeführt habe, und die wirklich schwerwiegender für Dich sein sollten, als alles, was ich selber zu Gunsten der Sache noch sagen könnte. Du weißt, es war der entschiedene Wunsch Deines seligen Vaters, mein lieber Arthur, daß Du heiratest, ehe Du dreißig Jahre alt würdest.“ — „Aber ich bin noch nicht dreißig Jahre.“ — „Du wirst es in vier Wochen,“ sagte mein Onkel mit wunderbarem Gedächtniß. „Ich sollte meinen, da wäre doch kein Tag zu verlieren.“ — „Nun ja, lieber Onkel, indessen —“ „Ich will die Sache kurz abschneiden,“ unterbrach mich mein Onkel. „Wenn Du mich durch Widerspruch reizest, werde ich Dir den Rücken zukehren, wie weiland unser alter Kaiser Wilhelm dem Benedetti; und auf Dich fällt dann die Verantwortung für die Folgen unserer künftigen Feindseligkeiten. Willst Du das auf Dein Gewissen nehmen?“ — „Um alles in der Welt nicht!“ rief ich erschrocken, ohne dabei ein belustigtes Lächeln unterdrücken zu können. „Uebrigens, Onkel, was glaubst Du, wären die Folgen gewesen, wenn Preußen im Jahre 1870 nicht sofort —“ „Wir wollen diesen Gegenstand bei einer künftigen Gelegenheit besprechen,“ fiel Onkel Rodrigo mir abermals ins Wort. „Inzwischen begiebt Dich dahin, wo Dich zwar nicht Kriegsrühm und Beuteschätze, aber Liebe, Schönheit und edle Weiblichkeit erwarten.“ — „Es scheint also, daß meine Zukünftige schon gefunden ist?“ — „Gefunden, ja! — ausgewählt, nein!“ — „So ist mehr als eine Bewerberin um meine Zuneigung vorhanden?“ — „Es sind — warte mal!“ sagte mein Onkel nachdenklich, indem er an den ausgespreizten Fingern seiner linken Hand zählte, „sieben!“ — „Sieben? Gott steh' mir bei!“ — „Das heißt, eigentlich nur sechs,“ fuhr er unbeirrt fort. „Mein alter Freund und Kriegskamerad, Heinz Gadow, hat sieben Töchter. Eine davon, ein liebes, süßes Kind, ist leider gelähmt. Aus den anderen, so wünschen wir beide, Heinz sowohl als ich, sollst Du Dir eine Lebensgefährtin aussuchen. Du hast bis jetzt immer nur mit einer fast an Verachtung streifenden Gleichgültigkeit von dem ganzen weiblichen Geschlecht gesprochen, daher hoffe ich, lieber Junge, daß Du um so williger auf unsere Pläne eingehen wirst.“ — „Aber Onkel, ich kenne die guten Leute ja fast

gar nicht.“ — „Kenne sie gefälligst nicht „gute Leute“, als ob sie Tagelöhner wären,“ sagte mein Onkel ärgerlich. „Wenn Du sie nicht kennst, so kennen sie Dich! Sie haben Dich im vorigen Jahre auf dem landwirthschaftlichen Fest gesehen und mein alter Heinz schrieb mir damals, daß er eine besondere Zuneigung zu Dir gefaßt hätte. Und — ich möchte nichts verrathen — aber ich kann Dir sagen, daß eine von den fünf lieben Mädels, die mit auf dem Fest waren, abgesehen Du Dich so wenig um sie gekümmert hast, ihr Herz an Dich verloren hat.“ — „Ich bin froh, daß es nur eine ist,“ sagte ich lachend. „Aber Onkel, sprichst Du im Ernst? Dann solltest Du mir offen sagen, auf welche von ihnen Du anspielst.“

„Hm, entschuldige, das kann ich nicht,“ sagte Onkel Rodrigo geheimnißvoll. „Wollte ich Helene bezeichnen, so könnte ich damit ein Unrecht gegen Gertrud begehen, und wenn ich auf Hilba hindeutete, würden Deine Gedanken dadurch vielleicht von meiner kleinen Pate Elli abgezogen, deren Ansprüche möglicherweise denen der kleinen Nenni in den Weg treten möchten, während inzwischen das liebe Gretchen —“ „Genug, genug, lieber Onkel,“ rief ich, „laß denn lieber den Zweifel bestehen. Er giebt der ganzen Expedition einen geheimnißvollen Reiz. Aber es ist noch eine Schwierigkeit dabei.“ — „Ich sehe keine,“ sagte mein Onkel ungeduldig. — „Wenn ich es nun unmöglich fände, unter so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit meine Wahl zu treffen.“ — „Ach, weiter nichts?“ sagte Onkel Rodrigo sehr erleichtert. „Die Schwierigkeit ist leicht zu beseitigen. Laß den Vater, meinen alten Heinz, für Dich auswählen. Er muß ja seine Kinder am besten beurtheilen können. Und ich glaube, ich kann Dir sogar sagen, daß er bereits in dieser Beziehung seine Beschlüsse gefaßt hat,“ fügte er ganz vergnügt hinzu. „Ich bin überzeugt davon, daß er sehr gütig ist,“ sagte ich. „Aber, Onkelchen, schon morgen?“ — „Wie ich Dir gesagt habe,“ erwiderte Onkel Rodrigo. „Es war meines seligen Bruders, Deines lieben Vaters, ernstlicher Wunsch, daß ein direkter Erbe in unserer Familie sein möchte, und er nannte das dreißigste Lebensjahr als den allerspätsten Termin Deiner Verheirathung. Du hast es bis jetzt versäumt, die nöthigen Schritte dazu zu thun und Deine Wahl zu treffen, — und ich will mich hängen lassen, wenn Du jemals Lust hast, sie zu treffen, mein Bürschchen! — Nun merke Dir! wenn Du es nicht thust, werde ich es. Man hat oft gehört, daß Männer von sechzig Jahren noch heiraten, — gewöhnlich irgend einen Backfisch von achtzehn! — und ich kenne ein niedliches, kleines Frauenzimmer der Art, — eben aus der Pension gekommen, — der Du nicht umhin könntest, Deinen Respekt zu bezeugen, wenn ich sie zu Deiner Tante gemacht hätte. Was meine Testamentsbestimmungen betrifft, so habe ich niemals daraus ein Geheimniß gemacht. Du bist mein alleiniger Erbe. Aber wenn ich heiratete, würden meine Frau und Kinder den größten Theil meines Vermögens in Anspruch nehmen und

mit Deinen Aussichten für die Zukunft sähe es dann ziemlich übel aus. Nun, mein lieber Junge, befreie mich von dieser Verantwortlichkeit. Mach' Dich auf und fahre morgen nach Borntuchen zu meinen lieben Gadows und laß mich durch Deinen ersten Brief wissen, daß Du Dich verlobt hast."

Der gute alte Mann streckte mir seine Hand hin, — ich drückte sie als Zeichen der Zustimmung und der nächste Tag fand mich auf der Reise zu Herrn von Gadows Landsitze. — Die langweilige Eisenbahnfahrt suchte ich mir durch angenehme Zukunftsträumereien zu verkürzen. Ich war in Wirklichkeit gar kein so entschiedener Ehe- und Weiberhasser, wie mein guter Onkel annahm, sondern im Gegentheil ganz bereit, mich unter das sanfte Joch des Ewig-Weiblichen zu beugen. Nur mußte man mir den Weg dazu etwas ebnen und keine hervorragenden Kraftanstrengungen und Mühelösungen dabei von mir verlangen. Ich hätte all diesen zarten weiblichen Wesen, die sich gleich mir erfolglos nach einem Anschluß fürs Leben sehnten, zuzurufen mögen: „Geht den Männern kühn entgegen; Ihr gewinnt sie, auf mein Wort!“ — Und nun war ich auf dem Wege, sieben holden Kindern die Gelegenheit zu einem kühnen Entgegenkommen in betreff meiner werthen Person zu geben. Sieben! — von denen eine — wie interessant und schmeichelhaft für mich! — ohne mein Zutun schon eine heftige Leidenschaft für mich gefaßt hatte. Es würde mir gewiß nicht schwer werden, diese eine aus der Schar der Schwestern herauszufinden. Ich malte mir inzwischen ihr Bild in den lieblichsten Farben aus und war ganz erstaunt, wie schnell mir die Zeit dabei vergangen war, als der Schaffner den Namen der kleinen Stadt ausrief, die meine Endstation bildete. Das Borntuchener Herrenhaus war auf einem hübschen, schattigen Fußwege in einer Viertelstunde von dort zu erreichen, und so wanderte ich, nachdem ich mein Gepäck im ersten und einzigen Gasthause des Städtchens untergebracht hatte, in erwartungsvoller Stimmung dorthin. — Man wies mich sogleich in den parkähnlichen Garten, wo ich die ganze Familie versammelt fand. Sechs von den Töchtern waren auf dem großen freien Plage in Gesellschaft einiger junger Herren — wahrscheinlich Besucher aus der Nachbarschaft, — mit Tennisspielen beschäftigt, während Herr und Frau von Gadow mit der Gelähmten, die in einem Rollstuhle lag, dem Spiele zusahen. Der Vater bemerkte mich zuerst und kam mir mit einem: „Hallo, Herr von Heyden, da sind Sie ja!“ — als ob er mich schon lange erwartet hätte — entgegen. Onkel Rodrigos alter Kriegskamerad war ein corpulenter, robuster Herr mit etwas derben Manieren, sodas man leicht in den verzeihlichen Irrthum verfallen konnte, ihn für „ein wenig gewöhnlich“ zu halten. Er schien aber auf diese Derbheit gerade stolz zu sein, da er sie wohl für einen notwendigen Charakterzug des guten, alten Landedelmannes hielt. Seine sanfte, zurückhaltende Gemalin hatte es augenscheinlich längst aufgegeben, neben ihrem redseligen Gatten selbst zu Worte zu kommen. Nur hin und wieder versuchte sie seine Rede zu unterbrechen, um in schwacher Weise die kräftigen Aussprüche und Bemerkungen, die der spaßhafte Eheherr beständig ihr zuschrieb, von sich abzulehnen. „Na, mein guter Freund,“ fuhr Herr von Gadow nach der ersten Begrüßung zu mir gewendet fort, „Sie finden uns hier gerade bei unserer täglichen Beschäftigung. Die jetzige Generation kennt keine vernünftigen Spiele und körperlichen Uebungen aus der guten, alten Zeit mehr; kein Regelschießen, Toppschlagen, Sacklaufen oder dergl. — Tennis, Tennis ist jetzt die Lösung! Es soll dazu dienen, ist mir gesagt worden, das Gehirn zu besänftigen, aber ich finde, daß gerade die dem Spiele am meisten Ergebenen mit einem sehr geringen Theile dieses Organes versehen sind.“ — „Was ich hier vor mir sehe, steht aber doch jedenfalls mit Ihrer Ansicht in Widerspruch, mein bester Herr,“ sagte ich. — „O, meine Töchter sind keine Narren; das meinte ich nicht. Sie spielen, weil sie kräftige Knochen haben. Meine Frau hat mir oft gesagt, daß man wohl selten eine solche Reihe von Frauenzimmern mit so normalen

Gliedern sieht.“ — „O, Heinrich,“ sagte Frau von Gadow, „wie kannst Du!“ — „Und wie geht es meinem guten, alten Freunde Rodrigo?“ fuhr ihr Gatte, ohne sich beirren zu lassen, fort. „Zimmer noch nicht verheiratet? Wahrhaftig, ich wundre mich, daß er nicht Anstalt dazu macht. Er ist gerade der richtige alte Schwede dazu, wie meine Frau immer sagt.“ — „Aber, Heinz, wirklich —“ protestirte Frau von Gadow. — „Na, nun müssen Sie aber doch meine Mädels begrüßen, Sie junger Held! — Warten Sie, — hier ist zuerst eine, die Sie wohl noch nicht kennen; — meine Elisabeth“, sagte mein freundlicher Wirth, indem er mich zu der zarten Gestalt im Rollstuhl führte. Sich zu ihr niederbeugend fügt er in merkwürdig verändertem, fast zärtlichen Tone hinzu: „Arthur von Heyden, mein Herzblatt, — Onkel Rodrigos Nefte!“ — Elisabeth erhob sich ein wenig und reichte mir die Hand mit einem so sanften, engelhaften Lächeln, daß ich mich unwillkürlich tief herabbeugte, um diese schlanken Finger an meine Rippen zu ziehen. Zu einer Anrede ließ mir der ungeduldige Vater keine Zeit. Er hatte inzwischen die anderen Töchter herbeigerufen. Ich sah sie ihr Spiel unterbrechen und den Abhang zu uns hinaufsteigen. „Nun entsteht die Frage,“ sagte ich mir, „welchem von diesen holden Kindern meine ungeheure Anziehungskraft und eifrigen Aufmerksamkeit gefährlich geworden sind.“ — Die leichtfüßige Gertrud war schneller als die übrigen und schlug lachend und außer Athem in meine dargebotene Hand ein. „Du bist es nicht,“ dachte ich und wandte mich zu der braunäugigen Helene, die mich mit einer wohlgeföhnten kleinen Anrede begrüßte. „Auch Du nicht,“ beschloß ich mein Urtheil. Hilba, die Schönheit der Familie, legte etwas zögernd ihre weißen Finger in die meinigen und warf mir mit den dunklen Augensternen einen ihrer wunderbaren Blicke zu. „Hm! zweifelhaft!“ war mein Gedanken-schluß. Die beiden blondlockigen Zwillinge, Elli und Nenni, errötheten beide allerliebste, als ich ihnen die Hand bot. „Aha!“ dachte ich; „Eine von Euch beiden! — aber welche?“ Gretel, das Nesthäkchen, die ungeduldig zum Weiterspielen trieb, schien mir außer Frage zu sein, und so nahm ich den dargebotenen Tennisschläger an und war bald in die Feinheiten und Aufregungen des von meinem biedern Wirth so verachteten Spieles vertieft. — War es Zufall oder Absicht? Ging es von ihnen oder von mir aus? — ich fand mich stets Seite an Seite und in angeregtem Gespräch mit einer von den reizenden Zwillingen. Leider konnte ich sie nur gar nicht von einander unterscheiden. Ja, doch! — Elli hatte den schelmischen Ausdruck und Nenni den lieblicheren, sanfteren Blick in den blauen Bergknechtsgaugen. Bald zog mich das eine, bald das andere mehr an.

Das Spiel im Garten mußte abgebrochen werden, als das Gong die ganze Gesellschaft zum Abendessen ins Haus rief. Zu meinem Erstaunen fand ich ein Zimmer vollständig zu meiner Aufnahme eingerichtet und meinen Reisekoffer nebst allen übrigen Sachen hübsch geordnet darin vor. Bei der Abendmahlzeit war mein Platz zwischen den beiden Zwillingen. Ich fand sie beide gleich entzückend und lebenswürdig und wendete beiden gleichmäßig meine Aufmerksamkeit zu. Um meine Gefühle und Gedanken etwas zu sammeln, entzog ich mich nach dem Abendbrot der Gesellschaft und schlenderte dem mondbeschienenen Parke zu. In dem hohen Buchengange sah ich ein helles Gewand schimmern und überholte bald die zierliche Gestalt der dort gleich mir in der Abendkühle Luftwandelnden. Es war Nenni — nein Elli, mit dem schalkhaften Blick, der mir so ganz besonders gut gefiel. Sollte ich es für einen Wink des Schicksals ansehen und unser Zusammentreffen gleich zu einer heroischen That benutzen? — Ich stürzte mich natürlich nicht blindlings in den gefährlichen Strudel. Unsere Umgebung bot mir Stoff und Veranlassung genug zu einer passenden Einleitung. Mondscheingedichte, — Waldlieder, — Lenau, Heine, Wolff, Baum-bach — die ganze alte und neue Lyrik! — Wunderbar, — wie unsre Geschmackrichtungen übereinstimmten, und wie meine Lieblingsdichter genau auch die ihrigen waren! — Nun eine kühne Anspielung auf die Harmonie unserer Seelen, — auf das Glück solchen

Einflanges zweier Herzen fürs Leben. — Ich sehe meine holde Gefährtin im Scheine des Mondes erröthen, die Augen niederschlagen, — ich ergreife ihre Hand, um sie an meine Lippen zu ziehen — da! — ein Ruf aus der Ferne: „Elli, Elli! wo steckst Du denn?“ — Ein Erschrecken, — ein Losreißen! — das liebliche Wesen an meiner Seite ist verschwunden und ich bin allein. — Aber ich war es nicht lange. Die muntere Stimme meines braven Wirthes, der plötzlich hinter mir stand, weckte mich aus meiner Versunkenheit. „Halloh, Sie Nachtwandler! auf was für Streichen muß man Sie ertappen?“ — Ich murmelte in meiner Verwirrung etwas von unwiderstehlichem Herzensdrange, — „Wink des Himmels.“

„Na, lassen Sie nur die schönen Nebensarten,“ unterbrach mich der hiedere alte Herr. „Zimmer geradezu! ist meine Losung. Ich will Ihnen die Sache erleichtern. Wie mir scheint, hat meine Elli, die kleine Hege, es Ihnen angethan.“ — „Mein verehrter Herr,“ antwortete ich schnell, „ich bin Ihnen sehr verbunden für die richtige Schätzung meiner Gefühle. Ja, ich liebe Fräulein Elli und mit der Einwilligung derjenigen, denen sie so verdienstermaßen theuer ist, möchte ich —“ „Schon gut, mein Sohn,“ rief mein gütiger Schwiegervater in spe, indem er mir einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter versetzte, unter dem ich fast zusammengebrochen wäre. „Nimm sie hin! sie ist Dein! — Große Reichthümer kann ich meinen Töchtern nicht mitgeben, aber meine Elli ist selber ein Schatz; — Du hättest keine bessere Wahl treffen können. Ich denke, Du sehest Dich gleich hin und schreibst an Deinen Onkel.“ — „Na, gewiß, — aber — ich muß doch erst — noch weiß ich ja nicht, wie Fräulein Elli selbst über die Angelegenheit“ — „Ach so, das vergaß ich,“ sagte der ungeduldige Vater. „Na, ich denke, da kannst Du ganz sicher sein. Aber, wenn Du meinst, — warte! Ihr könnt Euch im neuen Gewächshause ungestört ausprechen. Geh' nur inzwischen voraus, mein Sohn, ich schicke sie Dir hin.“ — Damit trottete er davon und ich lenkte meine Schritte nach dem von ihm bezeichneten Gebäude.

Wie mein würdiger Schwiegervater seine Absicht so schnell hatte ausführen können, weiß ich nicht; — jedenfalls war die Erwählte meines Herzens mir zuborgekommen; ich fand sie schon dort, — wie es schien, meiner wartend. Das gab mir Muth und Kühnheit zu meiner Rede; auf deren Einstudirung ich freilich nur sehr kurze Zeit hatte verwenden können. Was ich sagte, werde ich nicht verrathen. Möge jeder bei solcher Gelegenheit für sich selber Worte finden. — Genug, mein Antrag wurde unter verschämtem Erröthen und Augenniederschlagen angenommen und es blieb mir nur noch übrig, einen baldigen Zeitpunkt unserer Vereinigung von meiner Verlobten zu erbitten. „Und nun, meine geliebte Elli,“ hub ich an. — Die holde Gestalt entwand sich plötzlich meinen Armen und kispelte: „Ich bin nicht Elli.“ — „Nicht Elli?“ stammelte ich, während eine seltsame Ahnung mich beschlich. „Ihr Papa sagte mir doch — ich glaubte, — ich hoffte —“ Meine Gefährtin brach in Thränen aus. „Ich bin Nenni — i — i“, schluchzte sie. „Elli ging vorhin in den Park. So haben Sie mich also gar nicht gemei—ei—eint?“ — Ich kann keine Frau weinen sehen und sie weinte so herzbrechend. „Es war nur eine Verwechslung der Namen, meine süße Nenni,“ log ich, um sie zu beruhigen, indem ich ihre herabhängende Hand küßte. Sie ließ es geschehen und wandte mir halb getröstet, halb ungläubig ihr thränenüberströmtes, liebliches Gesichtchen wieder zu. In diesem Augenblicke sah ich eine helle Gestalt in der uns gegenüberliegenden Eingangsthür erscheinen, bei unserm Anblick stutzen und schnell wieder verschwinden. Gleich darauf hörten wir polternde Schritte von dorthier kommen, was meine holde Gefährtin veranlaßte, sich von mir loszureißen und nach der andern Seite hin zu entfliehen. „Du machst ja schöne Geschichten, mein Sohn!“ rief mir der sich Nähende, mein wackerer Schwiegervater, — wie mir schien, mehr belustigt als aufgebracht entgegen. — „Verwechselt mir die beiden Mädels! — Na, es schadet nichts! Sie sind ja eine wie die andere. Ja, ich kann

Dir sogar sagen.“ — hier dämpfte er seine laute Stimme, so weit es ihm möglich war, zu einer Art von Flüstern, — „daß Du bei dem Tausche noch gewinnst. Die Nenni ist ein Juwel, ein wahres Kleinod. Ich kann Dich zu Deiner Wahl nur beglückwünschen.“ —

Ich war zu verblüfft über das ganze Erlebnis, als daß ich in dem Augenblicke irgend eine Ansicht oder Meinung hätte aussprechen können, — und so ließ ich mich willenlos von meinem freundlichen Gastgeber nach dem mir angewiesenen Logirzimmer geleiten, um mich dort sogleich zur — wie mir schien, wohlverdienten — Ruhe zu begeben. — Ich erwachte nach einem tiefen, traumlosen Schlafe erst wieder, als die Sonne schon hoch am Himmel stand — und — etwas beschämt über meine Langschläferei — beeilte ich mich, ins Frühstückszimmer zu kommen, das ich aber — wie ich erwarten mußte — zu dieser Stunde des Tages leer fand. Auf meinem Wege dahin war mir eine besondere Geschäftigkeit und Unruhe des Dienstpersonals im Hause aufgefallen. Es wurden Koffer und Reiseutensilien die Treppe heruntergebracht, Thüren zugeschlagen, hastig hin und her gelaufen; dann hörte ich das Rollen eines abfahrenden Wagens und endlich die laute Stimme meines würdigen Wirthes, der nach mir zu fragen schien und darauf in das Zimmer polterte, in dem ich mich befand. Er zeigte eine seltsame Verlegenheit in Blick und Wesen bei unserer Begrüßung und räusperte sich ein paarmal, ehe er auf meine Frage nach dem Befinden der Damen antwortete: „Danke, danke, es geht ja so so; — aber, mein Junge, ich habe Dir eine Eröffnung zu machen, die Dir vielleicht — hm, — etwas befremdlich — ich weiß wirklich nicht, was Du dazu sagen wirst! — Na, heraus muß es! und „Geradezu!“ ist meine Losung. — Du hast wohl eben den Wagen abfahren hören? Es war die Reiselutsche der Gräfin Duplanty, die vor einer Stunde hier ankam, auf dem Wege zu einem längeren Aufenthalte in Teplitz, wohin sie — ja, denke nur! — unsere beiden Zwillinge, Elli und Nenni, die ihre besonderen Lieblinge sind, mit sich genommen hat. Du kennst die Gräfin Duplanty nicht? — Unter uns gesagt: sie ist ein verdrehtes Frauenzimmer! — ganz unberechenbar in ihren Plänen und Beschlüssen; aber wir würden nie wagen, dieselben zu durchkreuzen oder ihr im geringsten zu widersprechen. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, Elli und Nenni zu ihrer Begleitung mitzunehmen, und — fort sind sie nun, um vielleicht erst in vier oder sechs Wochen zurückzukommen. — Unter diesen Umständen kann nun von der — hm — von der ehrenvollen Verbindung, die Du, mein Sohn, beabsichtigtest, mit einer von den beiden zu schließen, keine Rede sein. — Es thut mir wirklich aufrichtig leid; — aber — hm — lieber Junge, macht es Dir sehr viel aus, wenn Du Dir statt dessen eine von meinen andern Töchtern — es sind noch fünf da! — Ich will sie als Vater nicht rühmen, aber sage selbst — sind sie nicht alle wahre Prachtmädel? Suche Dir aus, welche Du willst. Meine Einwilligung hast Du im voraus. Ich kann den Gedanken nicht aufgeben, Dich meinen Sohn zu nennen.“ — Der freundliche alte Herr streckte mir seine Hand hin. Was konnte ich thun, als sie zu ergreifen und zustimmend zu drücken. „So, die Sache wäre also erledigt,“ sagte er mit Befriedigung. „Und nun wollen wir, wenn Du gefrühstückt hast, einen ordentlichen Rundgang durch die Pferde- und Schweineställe machen.“ —

Unser Spaziergang dehnte sich ziemlich lang aus, denn mein eifriger Führer ließ nicht eher nach, bis ich alle seine Einrichtungen und Verbesserungen in Stall und Scheuer, auf die er sehr stolz zu sein schien, einer eingehenden Besichtigung unterworfen und lebhaftes Interesse dafür geäußert hatte. — Als ich mich später auf dem Wege zum Wohnzimmer befand, hörte ich Gesang daraus erschallen und fand Gertrud, die dritte in der Reihe der Schwestern, ganz allein am Klavier sitzen. Wenn ich für irgend etwas eine wirkliche Leidenschaft empfinde, so ist es für eine schöne, gut geschulte Frauenstimme, und zu meiner Freude machte ich die Entdeckung, daß Fräulein Gertrud nicht nur über die herrlichsten Glockentöne

verfügte, sondern auch mit wahrer Empfindung und seelenvollem Ausdruck sang. Auf meine Bitte trug sie mir ein Lied nach dem andern vor; mein unverhohlenen Entzücken darüber schien ihr selber Vergnügen zu bereiten. Beim Mittagessen hatte ich sie zu meiner Nachbarin und unsere Unterhaltung über Musik war sehr angeregt. Was für einen reizenden, kleinen Mund und für schneeweiße Perlenzähne sie hatte! — Als ich im Laufe des Gesprächs verrieth, daß ich auch „ein wenig sänge“, bestand mein freundlicher Wirth, der mir gegenüber saß und uns scharf zu beobachten schien, darauf, daß wir nach Tische weiter zusammen musizieren müßten, wozu ich mich sehr bereit zeigte. Es stellte sich heraus, daß unsere Stimmen wunderbar zusammen paßten, und so ernteten wir reichlichen Beifall von allen Familiengliedern, die sich als Zuhörer um uns gruppirt hatten. Allmählich schien unser Gesang indessen seine Anziehungskraft auf die Anwesenden zu verlieren. Ich merkte, daß die Zahl derselben immer kleiner wurde und wir uns schließlich beide allein befanden. Dies störte mich nun freilich durchaus nicht und ich hätte noch stundenlang mit meiner reizenden Partnerin: „O säh' ich auf der Haide dort — im Sturme Dich!“ und — „Ich wollt, meine Liebe ergöffe sich all' in ein einzig Wort“ — üben können, wenn ich nicht doch endlich etwas Abgespanntheit bei ihr wahrgenommen hätte. So mußte ich denn wohl diese genussreiche Stunde beendigen. Ich that es, indem ich Fräulein Gertrud in berebten Worten meinen Dank dafür aussprach, wobei ich ihre schlanken, weißen Finger ergriff und dieselben — wohl im Nachhall der Liebeslieder, die wir mit einander gesungen — etwas feuriger küßte, als es die Veranlassung erforderte; wenigstens schien meine holde Gefährtin dadurch in große Verwirrung zu gerathen. Sie erröthete über und über, murmelte einige mir unverständliche Worte, entzog mir schnell ihre Hand und war plötzlich durch irgend eine Thüröffnung verschwunden. Jetzt sah ich erst, — was von Fräulein Gertrud wahrscheinlich schon vorher bemerkt worden war, — daß unsere kleine Abschiedsszene einen Dritten zum Zeugen gehabt hatte. Der biedere Papa stand in der halbgeöffneten Thüre uns gegenüber und kam nun mit einem vergnügten Schmunzeln in seinem breiten Gesicht auf mich zu. „Das hast Du gut gemacht, mein Sohn,“ sagte er mit einem freundschaftlichen Stoß in meine Seite, den ich noch drei Tage nachher fühlte. „Ich sehe, Du hältst es mit dem Ausspruche: *veni, vidi, vici!* — Na, ich sage Dir, Du kannst Dir zu Deiner Wahl gratuliren. Meine Gertrud ist eine Perle, wie Du wohl keine zweite finden wirst. — Nun wollen wir das frohe Ereigniß heute Abend auch gleich mit ein paar Flaschen Sekt feiern. Willst Du inzwischen nicht an Deinen Onkel schreiben?“ —

„Gewiß, wenn Sie es wünschen“, konnte ich endlich zu Worte kommen; „aber die Angelegenheit ist doch noch zu wenig, — ich hatte ja Fräulein Gertrud noch gar nicht —“ „O, das macht nichts, — das will ich schon ins Reine bringen, mein Junge,“ unterbrach er mich gleich wieder. „Leider muß ich jetzt in geschäftlichen Angelegenheiten auf ein paar Stunden nach der Stadt fahren. Du kannst Dir inzwischen die Zeit damit vertreiben, das Terrain unserer morgenden Jagd zu besichtigen. Förster Hinz wird Dich im Walde herumführen; er wartet unten schon auf Dich. Und nun Adieu! ich bin sehr in Eile. Auf Wiedersehen in drei Stunden!“

Damit war er die Treppe herunter gesprungen, ohne mir Zeit zu einem weiteren erklärenden Worte zu lassen. Ich mußte mich also in mein Schicksal ergeben. Je mehr ich es mir überlegte, desto mehr erkannte ich an, daß dies Schicksal kein bellagenswerthes war. Während unserer Waldstreichereien waren meine Gedanken mehr bei der reizenden Gertrud und ihrer süßen Stimme als bei den langathmigen Erzählungen und Jagdgeschichten des alten Försters. Auf dem Nachhausewege sah ich im Eingange des Parkes — wie auf mich wartend — eine helle Gestalt am Gitterthore lehnen. Ich beschleunigte meine Schritte. „Sollte Gertrud?“ Das Herz schlug mir plötzlich lauter. — Nein, es war nicht Gertrud, sondern die

nach ihr folgende Schwester, die schöne Gilda. Sie kam mir zögernden Schrittes entgegen und sagte in offener Verlegenheit: „Dieber Herr von Heyden, ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen.“ — Ich stutzte. „Eine Eröffnung?“ — „Papa theilte uns mit,“ fuhr sie fort, „daß Sie — daß unsere liebe Gertrud —“ „Ganz recht, mein verehrtes Fräulein,“ half ich ihr ein, „Ihr Herr Vater war so gütig, mir zu gestatten —“ „Ja, deswegen eben wollte ich —“ „meiner aufrichtigen Verehrung für Fräulein Gertrud —“ „O, bitte, halten Sie ein, lieber Herr von Heyden! Die arme Gertrud ist so unglücklich, — und wenn Sie darauf bestehen, werden Sie sie beide tödten.“ — „Was ist das?“ rief ich entsezt. „Wen werde ich tödten?“ — „Schwester Gertrud und Better Martin,“ brachte sie mühsam heraus, indem zwei große Thränen ihre schönen Augen verdunkelten. „Sie lieben sich schon so lange, aber Papa wußte es bis jetzt nicht. Und nun gerade vor einer Stunde hat Martin Gertrud davon benachrichtigt, daß er am nächsten Sonntage herkommen würde, um Papa um ihre Hand zu bitten. O, was soll daraus werden?“ — Sie sah mit einem so angstvollen Blicke zu mir auf, daß ich meinen anfänglichen Aerger über diese neue Enttäuschung schwinden fühlte. „Beantworten Sie mir eine Frage, mein liebes Fräulein,“ sagte ich. „Hat Ihre Schwester Sie zu dieser Eröffnung beauftragt?“ — Sie neigte bejahend den Kopf.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aquarium-fische.

Von Carl Conte Scapinelli.

Ein inniges Band verbindet die Menschen mit der Natur; mag er sich tausendmal von ihr losreißen, — immer wieder wird er zu ihr zurückkehren. Mag er die Wälder abforsten, und an den kahlen Stellen Dörfer und Städte entstehen lassen, gar bald wird er auf's neue versuchen, in den Städten Gärten und Parks anzupflanzen und wird schließlich sich bis zur Peripherie der Großstadt bewegen, wo er wenigstens das freie Land sehen und ahnen kann. Nur die Natur scheint diesen Drang in sich nicht zu fühlen, stolz und majestätisch auf sich selbst angewiesen, bewundert sie ihre eigene Schönheit, läßt die prächtigsten Pflanzen und Bäume sich üppiger entfalten, nährt die wilden Thiere und beherbergt im Dickicht des Urwaldes die schönsten Vögel. In glitzernden Bächen tummeln sich die Fische, und in den Tiefen des Meeres leben die Meerthiere dahin. Gerade dort, wo kein Menschenauge hindringt, entfaltet Mutter Natur ihre Reize in doppeltem Maße, vielleicht weil sie weiß, daß, wenn der Mensch sie sehen würde, er sein Zerstörungswerk begänne. Das Große, Uralte zerstören und Neues, Stümperhaftes mit unendlicher Mühe aufbauen, scheint ja von jeher des Menschen geheimes Streben zu sein; und doch kann er die Natur nicht entbehren, und wenn er schon gezwungen ist, in der Stadt zu leben, dann pflanzt er sich wenigstens etwas Grünes in Gartengeschirre und belebt damit seine traurige Stadtwohnung. Den lustigen Waldfänger fängt er ein und zwingt ihn, einen Hauch von Waldleben durch seinen Gesang in ihm wachzurufen. Aber nicht nur mit Pflanzen- und Vogelwelt begnügt er sich; auch den munteren Fisch will er bei sich haben.

Drum füllt er in ein Glasgefäß reines Quellwasser, läßt darin den schillernden Goldfisch sich herumtummeln und freut sich am goldenen Glanze dieses Thieres. Doch nicht immer weiß er die Fische richtig zu behandeln, und eine häufige Klage der Laien, die Fische besitzen, ist die, daß die Thiere gar bald sterben. Dies liegt meist in der unzumuthigen Form des Fischbehältnisses. Viele Leute bedienen sich dazu der allbekanntesten Goldfischglode, deren obere Oeffnung viel zu klein ist, so daß die Luft nicht genügend auf die Oberfläche des Wassers einwirken kann.

Die zweckmäßigste Form eines Fischbehältnisses ist wohl das Aquarium, auch Kastenaquarium genannt, ein viereckiges Gefäß, dessen Ranten und Boden aus starkem Blech, dessen Wände aus Glascheiben bestehen. Diese Art von Behältniß ist gut zum Reinigen, läßt der Luft genügend Raum durch die große Oberfläche und hat ein gefälliges Aussehen. Große Einsiedgläser sind auch zweckmäßige Fischbehältnisse; doch haben sie den einen Nachtheil, daß die Fische, durch diese angesehen, in Folge der Wölbung des Glases in verkehrter Form erscheinen.

Wir wollen uns nicht länger bei dem Behältniß selbst aufhalten, noch viel von der etwaigen Bepflanzung desselben reden, die ja einen öfteren Wasserwechsel nicht notwendig macht und schon deshalb anzuempfehlen ist, sondern uns gleich mit den Bewohnern des Aquariums näher befassen.

Da ich hier nur Süßwasser-Aquarien im Auge habe, will ich auch nur von den beliebtesten Süßwasser-Fischchen sprechen.

Der populärste und beliebteste Aquariumfisch ist der Goldfisch (*Carassius auratus*). Im südlichen und westlichen Frankreich wird seine Zucht im großen betrieben; auch in manchen Theilen Deutschlands, besonders im Mohrunger, Königsberger, Nimptcher, Liebenwerdaer Kreise des Königreichs Preußen giebt es bedeutende Goldfischzüchtereien. Der Goldfisch liebt ein warmes Wasser ohne Strömung, und ist damit schon der geborene Luxusfisch, der sich in stehenden Teichen und Aquarien wohlfühlt; seine Größe ist sehr verschieden und steht oft mit dem Alter in keinem Verhältnis.

In gewöhnlichen Zimmer-Aquarien wird man den Fisch schwerlich zur Zucht bringen. Zu bemerken wäre noch, daß die Farbe der Goldfische eine sehr verschiedene ist. Der junge Goldfisch hat ein unscheinbares Jugendkleid, das dunkelbraun-gelb ist. Die meisten verfärben sich sehr rasch und nehmen dann die typisch goldrothe Farbe an, bei manchen dauert dies ein auch zwei Jahre, einige verfärben sich überhaupt nicht und bleiben immer silberfarben. Der Laie hält solche Fische für eine eigene Art, bezeichnet sie oft auch mit dem Namen Silberfische, während es nur unversärbte Goldfische sind.

Eine interessante Abart des Goldfisches ist der Schleierschwanz (*Carassius auratus* var. *japonicus bicaudatus*). Dieser Fisch besitzt einen doppelten, langen, schleierförmigen Schwanz. Sein Körperbau ist höchst sonderbar und fast kugelförmig, der Flossenschmuck reichlich. Eine weitere Abart desselben ist der Teleskop-Schleierschwanz, der dem gewöhnlichen Schleierschwanz an Form und Größe sehr ähnelt und sich nur dadurch von ihm unterscheidet, daß seine Augen kugelförmig aus der Stirne hervorstehen. Auch die Zucht der Schleierschwänze im Aquarium ist eine schwierige, zumal die Fische wegen ihrer langen Flossen schwerfällig sind.

Einer der dankbarsten und am wenigsten heiklen Aquarium-Fische ist der Matropode (*Macropodus viridi-auratus*). Dieser Fisch hält sich auch in altem, lange Zeit nicht gewechseltem Wasser ganz gut und erfordert wenig Pflege. Er schreitet in kleinen Aquarien willig zur Fortpflanzung. Der ausgewachsene, einjährige Matropode ist etwa acht Zentimeter lang; das Männchen hat eine sehr lange Bauchflosse und langen Schwanz. Der ganze Körper schillert besonders zur Laichzeit auf grüngrauem Grund, perlblau und karminroth. Besonders interessant sind diese Fische zur Laichzeit. Da führen sie die anmuthigsten Liebesspiele auf. Das Männchen nähert sich dem Weibchen, spreizt dabei Schwanz und Flossen, färbt sich dunkler und beginnt sich in langsamer und gemessener Weise um das Weibchen zu drehen. Dann beginnt das Männchen mit dem Bau des Nestes, das durch Ausspieen von Lustperlen und Anhäufen kleiner Bläschen aus schleimigem Speichel auf der Oberfläche des Wassers erzeugt wird.

Da, wie oben erwähnt, der Matropode schon in kleinen Aquarien von etwa zehn Liter Inhalt zur Zucht schreitet und in der Pflege nicht heikel ist, so wird er gewiß bald ein beliebter

Aquarium-Fisch sein und bald bei uns ebenso häufig anzutreffen sein, wie jetzt in den Teichen und Fischbehältern der Chinesen.

Von den fremdländischen Fischen ist vor allem noch der Chanchito (*Heros facetus*) ein beliebter Aquarien-Fisch. Auch der Chanchito ist im Aquarium zur Fortpflanzung zu bewegen. Das Weibchen gleicht bei dieser Fischgattung vollkommen dem Männchen. Der Chanchito ist ziemlich groß, sehr breit, und besitzt weiße, lange Streifen auf dunklem Grunde. Zur Laichzeit sind die Farbentöne seines Kleides prächtiger, schillernder und intensiver. Interessant ist bei diesem Fische die Pflege, die er seiner Brut angedeihen läßt. Die Fische bauen kein eigenes Nest, sie legen die Eier mittelst einer Begröhre häufig am Grunde des Behältnisses und bewachen diese. Nach einigen Tagen schlüpfen die jungen Fischchen aus den Eiern, die im Alter von vierzehn Tagen selbständig werden. Bis dorthin und noch weiter werden sie sorgsam von den Alten bewacht. Diese legen für die jungen Fische eine oder mehrere Gruben in dem Sand an und bringen dahinein die junge Brut. Der Chanchito ist bei gewöhnlicher Temperatur leicht im Aquarium zu halten, vermehrt sich aber nicht so sicher und leicht wie der Matropode.

Von den heimischen Fischen eignen sich eigentlich wenige für den Aquarium-Liebhaber. Man hält Karpfen, Karauschen, Reinbeißer, Glurhen, Welse (kleinere Arten) und andere. Ein heimischer Fisch, der durch seine Munterkeit und Frische sich besonders als Aquarium-Fisch eignet, ist der Gemeine Stichling (*Gasterosteus aculeatus*). Es ist dies ein kleiner, etwa 4–6 Zentimeter langer, schmaler, bewegungslustiger Fisch, dessen Rücken mit einem oder mehreren Stacheln versehen ist, die er in der Erregung aufstellt und auch anderen Fischen gegenüber als Waffe gebraucht. Er ist sehr rauh- und streitsüchtig und führt mit seinen Artgenossen lustige Spiele auf. Interessant ist sein Nest, das er zur Laichzeit baut; es besteht aus Pflanzentheilen, Wurzelsfasern u., die er am Boden befestigt. Auch der Stichling schreitet im Aquarium unschwer zur Fortpflanzung.

Es gäbe noch manchen Rath zu ertheilen in betreff der Pflege und Behandlung dieser Thiere. Im allgemeinen diene Folgendes zu Belehrung: Niemals ein zu rascher Temperaturwechsel beim Wassererneuern, nicht übermäßig viel Futter, ein ruhiger, lichter Standort für das Aquarium — dann werden die Thiere dem Besitzer nicht nur ein schöner Luxusartikel und Zimmerschmuck sein, sondern eine wahre Freude.

Manch einer wird bewundernd vor dem Aquarium stehen und das eigenartige, stille, fast behagliche Leben der Fische anstaunen die, sich ihres herrlichen Schuppenpanzers freuend, ruhig daherschwimmen und eine eigenartige Welt für sich vorstellen, eine Welt im Wasser. Doppelt wird sich der Besitzer freuen, wenn es ihm gelingt, seine Thiere zur Fortpflanzung zu bringen und so auch noch im kleinen Zimmer-Aquarium der ewige Naturtrieb lebendig ist, der die Welt erhält, verschönt und ewig verjüngt.

(Nachdruck verboten.)

Fritz Frenzels Liebesgeschichte.

Eine Erzählung aus armer Leute Leben von Hans Hagen.

(Fortsetzung.)

„Mutter, wollen wir nicht auch ein paar Groschen geben?“ frug Fritz schüchtern.

„Dich hat's wohl, Fritz,“ zischte die Mutter ihn an, „wir haben doch selber nichts zu beißen.“

Energisch zerrte sie ihn in den Korridor zurück und warf die Thür ins Schloß.

„Gehst Du denn heute noch auf Ueberstunden?“

Fritz zögerte einen Moment mit der Antwort.

„Nein, heute nicht,“ sagte er dann rasch und bestimmt.

„So. Na, dann mach', zieh' Dein Jackett aus, daß Du Dich nicht so ewig rumbückst in den guten Sachen, dazu haben wir's nicht.“

Damit verschwand sie im Wohnzimmer, wo die beiden kleinen Kinder von Krasselt's heulten und schrien.

Fritz Frenzel stand nachdenklich auf dem halbdunklen Korridor und sah der Mutter nach mit einem Blicke, der mehr als Unwillen ausdrückte.

„Arm sind wir ja, das ist wahr,“ murmelte er, „aber dazu reicht es schon, für unsere arme Nachbarin ein paar Groschen zu opfern. Sie will bloß nicht!“

Da kam ihm plötzlich ein erlösender Gedanke.

Daß er nicht geboren war, Glück und Liebe zu genießen, daß er dazu verdammt war, seine Bertha zu verlassen, all die süßen herrlichen Träume zu vergessen und zu versenken in das Meer seines Glendes, darüber war er sich klar geworden in dieser letzten, schrecklichen Stunde. Aber was er mit dem gesparten Gelde machen sollte, mit der für seine Verhältnisse beträchtlichen Summe, deren heimlicher Besitz ihn beunruhigte, die vielleicht die Versuchung und Hoffnung auf Glück wieder hätte in ihm aufleben lassen können, das hatte er bis jetzt nicht gewußt.

* * *

Draußen standen noch die Männer, die die Sammlung für die Arme veranstaltet.

Nun war Fritz Frenzel sich mit einem male klar, was er mit seinem Gelde thun sollte.

V.

Die Läden und Kontore hatten geschlossen. Auf der Hauptverkehrsstraße entwickelte sich jenes buntbewegte Leben, das den Kleinstädter verwirrt und beängstigt, dem Großstädter aber zur angenehmen Gewohnheit wird.

Die elektrischen Wagen sauchten und sausten vorüber, Droschken und Omnibusse rumpelten dazwischen, straßauf, straßab ging der Trubel. Auf dem breiten Trottoir drängten sich die Menschen durcheinander. Kommiss, die aus den Geschäften nach Hause eilten, andere, die gemächlich den Weg noch zwei, dreimal auf und niederspazierten, ehe sie sich in ihr Stammlokal zum Abendbrot und Abendshoppen zurückzogen; buntmüßige Schüler, in Haltung und Benehmen die Studenten herausbeißend, hinter „Vadenschwengeln“ her verächtliche Wiße reißend, vor höheren Töchtern ostentativ „bedeckend“; Ladenmädchen mit Schachteln und Paketen, Konfektionsdamen, tiptop gekleidet, Börjaner in ihren Zylinderhüten, eifrig gestikulirend, junge Offiziere, Elegants. — — —

„Also zu Deinem Fritz, meine kleine, dumme Bertha,“ sagte Poldi zu ihrer kleinen, zierlichen Begleiterin, „Ihr wollt Euch heute treffen. Er wird Dich ins Café führen. Ihr werdet Euch ein paar Stunden mit verdrehten Augen ansehen, dann wird er Dich fein sittsam nach Hause begleiten. Und was wird das Resultat der ganzen Sache sein?“

„Ja, das kann ich noch nicht wissen!“

„Aber ich weiß es. Nach dem dritten Glas Bier seinerseits, respektive der zweiten Tasse Chokolade Deinerseits werdet Ihr Euch verloben.“

„Das ist schon möglich, und ich werde in dem Falle nicht nein sagen.“

„Deine Entschlossenheit gefällt mir. Aber was wird daraus werden?“

„Ich werde arbeiten, er wird arbeiten, und wir werden warten, bis wir so viel haben, daß wir heiraten können.“

„Aber das kann lange dauern.“

„Schadet nichts.“

„Sag' das nicht. Bertha, ich kenne die Männer. Ich will sie nicht schlechter machen, aber auch nicht besser. Auch solche Ideale hab' ich kennen gelernt wie Deinen Fritz. Wie schnell ist dieser Idealismus hin! Zwei Widersacher giebt's, die bekommen die nobelsten Männercharaktere klein, die fortwährende Noth und die alltägliche Eintönigkeit. Ich zweifle keinen Augenblick an der ehrlichen Liebe Deines Fritz. Aber seid ein Jahr verlobt, dann ist der Schmelz schon heruntergewischt, der Euch jetzt so reizt. Aber zwei Jahre, drei Jahre — einmal wird er flügelahm, wie er situiert ist — oder Ihr heiratet zu früh und gerathet ins Glend!“

„Und da rätst Du mir, ich soll ihm einen Korb geben?“

„Nein, das ist nicht nöthig. Aber zu binden brauchst Du Dich nicht gleich. Du kannst es ja erst einmal versuchen. Ich glaube, der wird eher den Muth verlieren und ausweichen, ehe Du's glaubst. Du verscherzt Dir nichts anderes, — denn solch ein hübsches, solides, junges Ding wie Du, kann auch ohne Geld eine bessere Partie machen als einen hungernden Schreiber!“

„Ich aber glaube an meinen Fritz. Ich traue ihm nicht zu, daß er flügelahm werden und feige ausweichen wird, und deshalb habe ich auch keinen Grund, die Vorsichtige, Zurückhaltende gegen ihn zu spielen, denn dann wäre ich diejenige, die den ersten Schatten in das jetzt so ehrliche Verhältniß hineinbrächte.“

Poldi seufzte.

„Du bist klüger als ich, Bertha.“

„Warum verspottest Du mich?“

„Fällt mir ja garnicht ein! Ich war thatsächlich recht unklug! Ich bilde mir immer so viel auf meine Menschenkenntniß ein und spiele gegen Dich die Erfahrene aus, und habe noch nicht einmal so viel gelernt, zu wissen, daß der Mensch die Dinge kennen lernen muß, ehe er sie glaubt. Hab's ja auch nicht anders gemacht!“

Sie gingen schweigend ein Stück nebeneinander her.

„'s wird gleich acht sein,“ sagte Poldi, „ich will Dich nun allein Deinem Glücke überlassen. Ich gehe dahin, gehe Du dorthin. Servus, meine arme, kleine Bertha!“

Sie drückte ihr rasch die Hand; dann eilte sie mit der Sicherheit der geborenen Großstädterin nach der anderen Seite der Straße und verschwand in dem Trubel.

Bertha war einen Augenblick in eine Hauseinfahrt getreten, um sich dem Wirbel des Straßenlebens zu entziehen. Ihr war so eigen zu Muth, so schwindlig, manchmal drehte sich alles vor ihren Augen. Hatten die Worte ihrer Freundin doch mehr Eindruck auf sie gemacht, als sie sich und ihr zugestanden?

Sie mochte viel Enttäuschungen durchgemacht haben, die gute Poldi!

Wieder jenes Schwächegefühl! — Bertha hielt sich einen Augenblick an dem Metallknopf des großen Portales an. Jetzt wußte sie, was ihr fehlte, sie hatte Hunger. Seit Mittag hatte sie nichts gegessen, und nun die Aufregung dazu, da war es kein Wunder, daß der Magen sich endlich meldete. Aber was thun? Sollte sie erst zum Bäcker laufen und sich ein Stückchen Kuchen holen? Das ging jetzt nicht mehr, in wenig Minuten war's ja acht Uhr.

Sie eilte nach der Straßenecke, wo sie sich Schlag acht Uhr treffen wollten. Jetzt fühlte sie sich auch wieder wohler. Es beruhigte sie, daß sie wußte, es war nur Hunger, was ihr zuweilen die Kniee zittern gemacht. Den Hunger hatte sie schon manchmal übergangen, an ein bißchen Hungern war sie gewöhnt.

Noch nicht da! Sie spähte links, sie spähte rechts! Aber er mußte jeden Augenblick kommen. —

Da schlug's! Achtmal!

Das angestrengte Suchen in der wirbelnden Menge griff ihr die Augen so an. Sie wollte nicht mehr umherspähen, er würde sie schon sehen, er hatte ja gute Augen. Es konnte nur noch Sekunden dauern, dann mußte er auf sie zutreten.

Sie stellte sich direkt an die Hausseife und lauschte mit angehaltenem Athem.

„Ah, guten Abend, Fräulein Bertha!“ Klang plötzlich eine Stimme hinter ihr.

Erschrocken drehte sie sich um und prallte enttäuscht zurück.

„Nun, Fräulein Bertha, Sie kennen mich wohl garnicht mehr?“

„Gewiß, gewiß, — Herr Kollmann, aber was — was wollen Sie denn von mir?“

„Was ich will von Ihnen? Garnichts, ich freue mich, Sie einmal wiederzusehen.“

„Ach so, — nun ja! — Sie sind sehr freundlich, Herr Kollmann. Es geht mir recht gut in meiner jetzigen Stellung, verdiene ganz leidlich Geld, — ja, ja, — und ich werde auch anständig behandelt.“

„Das freut mich zu hören,“ entgegnete ihr einstiger Lehrchef, indem er das Mädchen durchdringend ansah, „aber warum sind Sie denn so erregt, Sie werden ja einmal roth und einmal blaß?“

„Ich erregt, — ich wüßte nicht,“ stotterte Bertha.

„Gehen Sie nur ein paar Schritte mit auf und ab, das Stehen scheint Sie angegriffen zu haben.“

„Ach nein, — nein, Herr Kollmann, ich will hier warten.“

„Aha, man wartet auf jemand?“

„Ja, ich warte auf jemand.“

„Sieh an, sieh an! Hat unsere kleine Bertha das auch schon gelernt?“

„Denken Sie nichts Schlechtes von mir, Herr Kollmann.“

„S, wo werde ich denn! Aber auf einen Herrn warten Sie doch, Fräulein?“

„Ja, gewiß, auf einen Herrn. Und wenn Sie alles wissen wollen: ich warte auf einen Herrn, der mich eingeladen hat, heute abend mit ihm auszugehen, und mit dem ich mich wahrscheinlich verloben werde. Ich brauche durchaus kein Hehl daraus zu machen, weswegen ich hier bin und brauche auch niemand Rechenschaft darüber abzulegen. Ich habe ausgelernt, Herr Prinzipal!“

„Das merk ich,“ lachte Kollmann, belustigt über die plötzliche Energie des eben noch so verlegenen Mädchens.

Bertha hatte sich umgedreht und kehrte ihm ostentativ den Rücken zu.

„Na, dann wünsch ich viel Glück zur Verlobung. 'n Abend,“ sagte er und wandte sich zum Gehen.

„Guten Abend,“ Klang ihm Berthas Stimme noch nach.

Er piffte sich ein Lied. Eine Wolke des Unmuthes lag auf seiner Stirn.

War das Weib schön geworden! Und um wie viel anziehender noch in ihrem Born gegen ihn, den Aufdringlichen!

Wie fühlt er sich jetzt arm, er, der reiche, elegante Mann gegen den einfältigen Jungen, der nun mit seinen ersparten paar Sechsern dahinzieht, um in der schätigen Eleganz eines Restaurants dritter Güte diesem Engel ein Wiener Schnitzel mit Lagerbier vorzusetzen. Ach, hätte er sie jetzt einladen dürfen und mit Sekt und allen Herrlichkeiten des Wohllebens bewirthen können!

Er war am Ende der Straße angekommen und blieb überlegend stehen.

Je mehr er darüber nachdachte, je mehr fieberte die Leidenschaft in ihm.

Sie will sich verloben? Ob das denn wahr ist? Vielleicht kein ernstes Verhältniß! Oder war es kein Mann ihres Standes, sondern ein Cavalier, der dem unerfahrenen Mädchen die Perspektive auf Ehe zeigte, um die kleine Spröbde geneigter zu machen? Nun, dann reizte es ihn erst, den Kampf aufzunehmen.

Wenn er nur erfahren könnte, wer der Bräutigam ist. Zurück zu dem Rendezvous-Platz! Vielleicht trifft er das Pärchen noch.

Raschen Schrittes eilte er die Straße wieder hinauf. Es schlug eben $\frac{1}{4}$ 9 Uhr.

Was war das? — Da an der Ecke, wo vorhin Bertha gewartet, war ein großer Menschenauflauf. Er trat hinzu.

Ein Schutzmann und zwei Männer hielten ein junges Mädchen in den Armen, das aus einer Stirnwunde stark blutete. Die Verletzte hatte an der Ecke da gewartet und war plötzlich ohnmächtig zusammengebrochen und mit der Stirn aufs Trottoir aufgeschlagen, so sagte man ihm auf sein Befragen.

Kollmann winkte eine Droschke herzu.

„Tragen Sie das Fräulein hier herein,“ befahl er dem Schutzmann, „ich kenne die Dame.“

„Ja, wer sind Sie denn?“ frug der Beamte.

„Alfred Kollmann, Chef der Firma Kollmann u. Sohn,“ entgegnete der Befragte, indem er sein feines seidenes Taschentuch herauszog und der Ohnmächtigen das Blut von der Stirn wischte, „die junge Dame war bis vor kurzem bei mir in Stellung, 's ist ein hochachtbares Mädchen. Ich werde für ihre Verpflegung sorgen. Nur rasch hinein in den Wagen!“

Die Passanten, die umherstanden, zögerten noch, dem Herrn die Ohnmächtige auszuliefern.

„Hier haben Sie meine Karte,“ sagte er zu dem Polizisten, „wenden Sie sich morgen früh nach meinem Kontor, wenn die Polizei noch etwas Näheres über den Vorfall erfahren will.“

Der Polizist nickte.

„Wir fahren zur nächsten Sanitätswache,“ rief Kollmann dem Kutscher zu. „Sie, Pächter, hierher. Sie fahren mit und sollen mir behülflich sein.“

Man hob die Ohnmächtige in den Wagen, und die drei fuhren davon.

Eine Sekunde — das Menschenmeer hatte sie verschlungen!
VI.

Es waren Jahre vergangen.

Nach einem langen, strengen Winter endlich ein herrlicher, warmer, leuchtender Frühlingstag, ein richtiger Maiensonnentag!

Fritz Frenzel hatte heute länger geschlafen als gewöhnlich. Dann war er aufgestanden, hatte mit der behaglichen Umständlichkeit solch eines freien, schönen Sonntagmorgens Toilette gemacht und stand nun in blendend weißen Hemdärmeln am offenen Fenster seiner sauberen Junggesellenstube; und während er noch an seinem Sommerjackett pufte, ließ er den Blütenduft und den Sonnenschein und den herrlichen, berauschede Venzzauber hereindringen und sog ihn mit vollen Lügen ein.

Ja, ja, der Fritz Frenzel war ein anderer geworden! Ueberhalb Jahre mochten nun vergangen sein, seit seine Mutter gestorben. Und wenn er auch als guter Sohn ehrliche Thränen an ihrem Grabe vergossen hatte, als der düstere Eindruck des Todes und der Krankheitszeit vorüber war, da fing er langsam an aufzutauen, aufzuleben!

Ganz wider sein Erwarten fand er in der Hinterlassenschaft ein Sparkassenbuch, auf welches im Laufe der Jahre ein recht ansehnliches Sümichen markweise zusammengespart war. In ihrer steten Angst, daß ihr Sohn doch einmal heiraten und dann nicht mehr in der ausgiebigen Weise für sie sorgen könnte, hatte die Alte zusammengespart und heimlich auf die Sparkasse getragen, was sich nur erübrigen ließ.

Auch auf Fritz Frenzels Stellung in seinem Bureau hatte die veränderte Lage ihren Einfluß. Der genügsame, sparsame junge Mensch theilte seinen Monatsgehalt gewissenhaft ein, und da merkte er alsbald, daß ihm genug übrig blieb, um sich etwas besser zu nähren, besser zu kleiden, kurz, etwas mehr auf sich zu halten.

Und von Stund an war Fritz Frenzel ein anderer Mann im Bureau. Sein Fleiß und seine Pünktlichkeit blieben, aber immer mehr erwachten in ihm seine Intelligenz und seine Anstelligkeit. So war er bald die rechte Hand des Bureauvorstehers, der Vertraute des Chefs, und wenn es einmal etwas zu besorgen gab, wozu ein recht findiger Kopf und zuverlässiger Mensch nöthig war, dann wurde Fritz Frenzel damit beauftragt.

Dementsprechend war auch sein Gehalt gestiegen. Die Spargroschen der Mutter hatte er unberührt liegen gelassen, ja, sogar noch durch eigene Ersparnisse und den kleinen Erlös vermehrt, den er aus dem Verkauf der alten Möbel und des ganzen alten Hausrates der Mutter gezogen.

Ach, wie froh und frei hatte er sich gefühlt, als er den Ballast los gewesen, — das alte Sopha, den Sorgenstuhl, die alte Uhr, all die Sachen, an denen die vielen, schweren Seufzer hingen, die seine Jugend so verbittert, seine Brust so beengt hatten.

Dem häßlichen Arbeiterviertel mit den großen, düsteren Miethskasernen und den gefängnisähnlichen Höfen lehrte er den Rücken. In einer anderen, freundlicheren Vorstadt, wo kleine schmucke Landhäuschen zwischen grünen Binden und Platanen hervorsahen, hatte er sich ein freundliches Parterrezimmer gemietet.

Und so, glücklicher, freier, ein anderer als einst, stand er da, am-Maisontag-Morgen am offenen Fenster.

Da kam der Briefträger über die Straße.

„Was für mich?“

„Morgen, Herr Bureauvorsteher. Jawohl, ein Brief.“

„Morgen, danke!“ erwiderte Friß, indem er sich den Brief zum Fenster hineinreichen ließ.

Aus Königsberg! — Die Handschrift kam ihm doch bekannt vor. Und da, ein Ausdruck auf dem Koubert: „Justizrath Dr. Paul. — Dr. Hähnel. Rechtsanwälte.“

Dr. Hähnel, das war sein Referendar von dereinst! Ganz recht! Der wollte sich ja in Königsberg mit seinem Schwiegervater in spe vereinigen. Also dachte der Brave doch noch an ihn! — Aber was mochte er wollen?

Friß Frenzel war ins Zimmer zurückgetreten, hatte sich am Tisch niedergelassen und mit Händen, die vor Spannung und Erregung zitterten, riß er das Koubert herunter und las mit steigender Ueberraschung und Freude die nachfolgenden Zeilen:

„Königsberg, 3. Mai.

Mein lieber Herr Frenzel!

Ich darf wohl hoffen, daß Sie mich noch nicht vergessen haben. Auch ich habe Sie nicht vergessen, wenn es auch lange gedauert hat, ehe ich etwas von mir hören lassen konnte. Mein lieber Herr Schwiegervater ist so schwer zu einer Aenderung zu bewegen. Endlich aber geht's nicht mehr. Unser alter Bureauvorsteher, der demnächst 30 Jahre lang in meines Schwiegervaters Diensten steht, wird an seinem Jubiläum in allen Ehren pensionirt, und wenn Sie wollen, können Sie an seine Stelle kommen. Ich kann Sie ja zwar noch nicht fest engagiren, denn wenn auch mein Schwiegervater auf meine Aussagen hin fest entschlossen ist, Sie zu nehmen — ehe er Sie nicht gesehen und Langes und Breites mit Ihnen verhandelt hat, schließt er nicht ab. Also deshalb grüßen Sie Ihren Herrn Anwalt und Bureauvorsteher bestens von mir, lassen Sie sich baldigst ein paar Tage Urlaub geben und stellen Sie sich bei uns vor. Die Reisekosten werden Ihnen auf jeden Fall ersetzt. Ihr Anfangsgehalt bei uns würde 2400 Mark im Jahre betragen.

Im alten Vertrauen Ihr Ihnen freundschaftlichst zugethaner
Dr. Hähnel, Rechtsanwalt.“

Da, noch ein Postskriptum unter dem Briefe:

„NB. Was macht denn übrigens Ihre Bertha? Sie haben doch das Prachtmädel nicht etwa locker gelassen? Wenn nicht, dann könnte ja nun bald Hochzeit sein. D. D.“

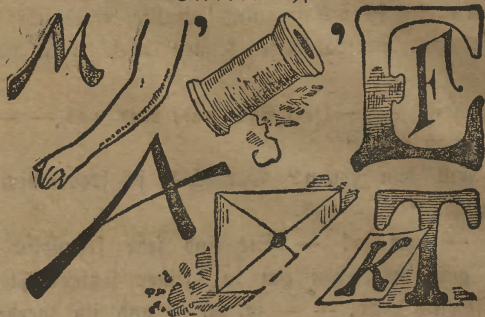
Friß holte ein paar mal tief Athem. Ihm war's, als ob ein altes Glück und ein alter Schmerz zugleich allmächtig in ihm aufgäherten. Bertha! — Seine Bertha!

Das Märzveilchen, dem er einst das Bild geschenkt hatte, das Bild, das er von seinen ersten, mühseligen Spargroschen gekauft! (Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



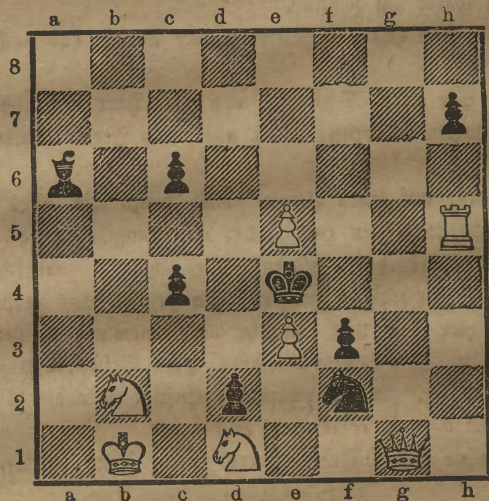
Logogriph-Scherze.

(Es sind sinngemäße Wörter zu ergänzen, die sich nur in den angegebenen Buchstaben von einander unterscheiden.)

1. Fräulein -s- verkehrte nur in der -t- der Gesellschaft.
2. Er gab als -a- ein -u- Silber.
3. Der Arzt sprach: In meinem -a- muß ich zu jeder -a- dienstbereit sein.
4. Die -r- hat die -n-, in jede Vorstellung der -g- zu laufen.
5. Der -a- fiel -e- des Sturmes in die -o-.

Schachaufgabe.

Von Dr. C. Balkoska in Pardubitz.



Weiß.

(7+8)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Lämmerteier.

Auflösung des Anagramms.

Made, Ulanen, Torte, Talar, Erich, Reim, Linse, Ilse, Erde, Baft, Essen. — Mutterliebe.

Auflösung des Quadraträthfels.

Z A U N
A F F E
U F E R
N E R O

Auflösung der Skataufgabe.

Im Skat lag noch aA; gedrückt wurden aK und b10. Danach ist Kartenvertheilung:

B. a, dB; aA, D, 9; cK, D, 9, 8, 7.
M. cB; a7; bA, K, 9, 8; cA; d9, 8, 7.
S. bB; a10, 8; bD, 7; c10; dA, 10, K, D.

Spiel:

1. B. aB, cB, bB. 2. B. c7, cA, c10 (-21).
3. M. a7, a8, aD. Die andern Stiche nimmt der Spieler.

Richtige Lösungen gingen ein von: Julius Bernick, G. Henschel, Adolf Leub, Stanislaus Musielewicz Ceccelli, Margarethe Fuchs, Schönfeld, Gotthold Kronheim, Bachmann, Schallack, Gaedtle, Bromberg, F. Bock, Prinzenthal, Anna Freubrich, Schlausenau, Josef Kwieciński, Sabischin, Werner Kretschmer, Zuk, Franz Laufer, Ludwig Grundmann, Max Brebereck, Elisabeth Stieff, Hugo Rogoll, Richard Mallon, Georg Goettel, Musketier Gröpler, Bromberg, Erich, Kurt und Clara Friedländer z. B. Colberg.